Wie der Hahn auf den Kirchturm kam

Autor(en): **F.K.M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **232 (1959)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-657556

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

für das Mädchen. Wenn die Meisterin starb, gab es doch die Möglichkeit, daß sie Bäuerin wurde. Soviel konnte er Apollonia nicht anbieten. Er besaß Frau und Kinder. Was ihn bewogen hatte, nach so langer Zeit ins Dorf seiner Jugend zu kommen, war der halbe Wille, einen Fehler gutzumachen, oder wenigstens zu erfahren, ob noch eine Spur seiner selbst da war. Er redete sich ein, den Bruder aufgesucht zu haben, wenn nicht die alte Frau den Plan der Magd erzählt hätte. Was wollte er nun im Hause, wo sich ohne sein Kommen alles zum Besten des Mädchens anließ?

Die Beklemmung, die den Mann den ganzen Abend lang nicht losgelassen hatte, wich langsam. Er fühlte sich seiner Pflicht enthoben, die zu erfüllen ihn sein Gewissen leise ermahnt hatte. Nun kam er sich überflüssig vor, ja, er war sich bewußt, daß es besser sei, wenn er den Frieden dieser Menschen nicht mit seiner Gegenwart störte.

Ob dieser Erkenntnis war alle Müdigkeit und der Wunsch, zu schlafen, von dem Heimkehrer abgefallen. Er trat ans Fenster und sah das nahe Dorf mit den Häusern, Bäumen und Scheunen in der Nacht liegen. Seit alle Geräusche in der großen Stille ländlichen Friedens erloschen waren, schien die Dunkelheit weniger dicht zu sein. Die Umrisse der Dinge standen unbestimmt vor einem grauen, nebligen Hintergrund. Noch ferner lag die schwarze Mauer des Waldes. Von dort her bewegte der Nachtwind die dünnen Arme der laublosen Bäume und das niedere Strauchwerk im Garten des Wirtshauses.

„Ja – so ist es nun", sagte der Mann vor sich hin, als habe er soeben eine wichtige Entscheidung getroffen oder einen guten Handel abgeschlossen. Als er das Fenster schließen wollte, hörte er von unten zwei Frauen reden. Eine alte und eine junge Stimme waren es. Offenbar lüftete die Serviertochter die leere Wirtsstube. Die alte Frau mochte am Fenster stehen. Er hörte sie sagen:

„Sie ist ja nicht die erste, der es so gegangen ist. Ich hätte es dem Gast schon sagen können, aber es hat mich geschämt. Sie sollen nicht denken, im Dorf sei es wie in der Stadt, wo die Mädchen ihre Ehre leicht vertun. Die Apollonia war ein rechtes Mädchen, sie hat nicht ahnen können, daß sie dem jungen Lohbauernsohn nur zum Gutgenug war. Daß sie das Büblein vergeben mußte, daran ist sie nicht schuld. Der Bauer wollte es so haben, nachdem seine Frau verunglückte. Ja nun, dafür hat man ja die Anstalten. Vielleicht nimmt ihn der Martin als Knecht, wenn er aus der Schule ist. Dann ist der Bub ja auch wieder dort, wo er von Rechts wegen hingehört. Aber – machen wir nun zu, mir scheint, es komme zum Regnen. Und nehmen Sie sich ein Beispiel, Fräulein – man kann niemandem trauen, ich sag's –"

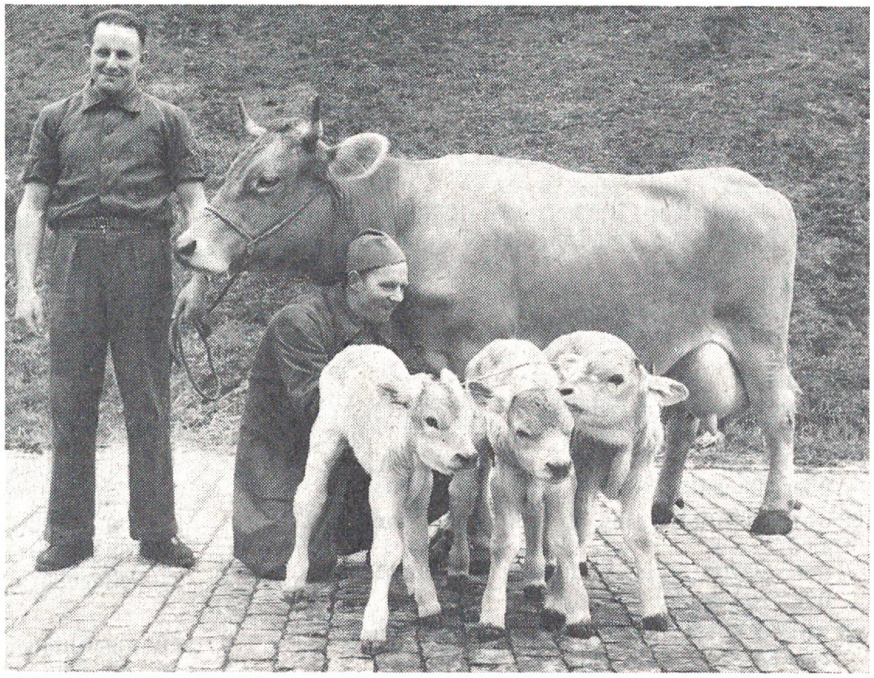
Oben blieb das Fenster offen. Der Mann stand aufrecht in der Dunkelheit, als müsse er etwas abwehren, das auf ihn zukam und ihn bedrohte. Es war nur ein Knabe, zwölf, dreizehn Jahre alt, in einer Anstalt versorgt. Er wußte von ihm nicht einmal den Namen und doch fürchtete er ihn. Eine Frage stand da, eine Forderung. Er schloß vor ihr die Augen, das Herz, die Hände. Nein, er konnte nichts tun, er verdarb nur die Zukunft Apollonias, wenn er sich einmischte.

Am nächsten Morgen reiste der Fremde ab. Im nahen Städtchen, wo das Heim der elternlosen und ungerufenen Kinder steht, kam im Laufe des Nachmittags ein großes Paket an. Es enthielt Bücher, Baukasten und Süßigkeiten. Der Ausläufer mußte melden, die Sachen kämen von einem ungenannt sein wollenden Wohltäter und seien für die Knaben im Alter von 12–14 Jahren bestimmt.

Wie der Hahn auf den Kirchturm kam

Die erste urkundliche Erwähnung des Hahns auf einer christlichen Kirche stammt nicht etwa erst aus protestantischer Zeit, sondern aus dem Jahre 820 in der italienischen Stadt Brescia. Das wahrscheinlich von dem in Südasien beheimateten Bankivahuhn abstammende Haushuhn wurde im Abendlande „einesteils der Eier wegen, welche diese Hühner legen", wie Wilhelm Busch im „Max und Moritz" sagt, und „zweitens, weil man dann und wann einen Braten essen kann", schon sehr früh geschätzt. Die ersten Importe aus Persien gelangten nach Griechenland, und man sprach deshalb bei den Hellenen vom „persischen Vogel", der auch dem persischen Lichtgotte Craosha geweiht war. Der Hahn galt schon damals als Symbol des Lichtes und der Morgenfrühe, deshalb gesellten

ihn die Griechen ihrem Lichtgott Apollo zu. Andere Völker brachten den Hahn ebenfalls in Beziehung zu Licht- und Sonnengottheiten, so etwa die Mithrasreligion oder die Slawen, aus deren Lichtspender Svantevit später der christliche Vitus (St. Veit, einer der 14 Nothelfer) wurde. Seinen Reliquienschrein zierten die Missionare mit dem Bilde eines Hahns, um den Slawen den Übergang zum Christentum zu erleichtern. So kam es, daß man bis tief ins 18. Jahrhundert hinein in dem dem heiligen Veit geweihten Dom zu Prag am Namenstag einen Hahn opferte. An den Elbequellen in Böhmen gab man am Sankt-Veits-Tag noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts jeweilen sieben Hähnen die Freiheit.



Eine Kuh der Gutsverwaltung Maggi in Kemptthal brachte diese gesunden Drillinge zur Welt.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich

Ursprünglich ein heidnisches Symbol, auf erhöhten Standorten angebracht, wurde dann der den Morgen ankündigende Hahn selbst zum Symbol von Christus umgedeutet, so daß Prudentius und Ambrosius in ihren Hymnen dieser Auffassung huldigen konnten. Auch in der kirchlichen Kunst früherer Zeiten finden wir diese Symbolik, so an der Altstätterkirche in Pforzheim, wo ein vor dem Hahn (Christus) fliehender Löwe (Satan) in Stein gehauen ist. Gleichfalls auf altpersischen Religionstraditionen beruht der Glaube, dem Hahn wohnten als Lichtdämon die Kräfte inne, Geister zu verscheuchen und deren Macht zu brechen. Deshalb macht ein Hahnenschrei der Walpurgisnacht und dem Hexenritt ein Ende. Auch in Shakespeares „Hamlet" heißt es vom Hahn: „Auf seine Mahnung, sei's in der See, im Feuer, Erde oder Luft, eilt jeder schweifende und irrende Geist in sein Revier." Auf vielen Gebrauchsgegenständen Amuletten, Schmuckstücken, Särgen, Grabsteinen und Urnen wurden aus solchen Gründen krähende Hähne abgebildet, so daß sich die christliche Kirche dagegen wehren mußte. Schon im 11. Jahrhundert erklärte Burchard von Worms: „Du hast geglaubt, was einige zu glauben gewohnt sind, man dürfe vor dem Hahnenkraht nicht ausgehen, und es sei gefährlich, weil böse Geister vor ihm mehr Macht haben zu schaden wie nachher, und daß der Hahn durch sein Krähen mehr vermöge zu verscheuchen als der göttliche Geist."

Das war vielleicht mit der Grund, daß der Hahn immer mehr von Kirchentürmen verschwunden und durch ein Kreuz ersetzt worden ist.

F. K. M.

Sportfischer

„Ich gebe das Fischen jetzt dann auf. Wenn ich ausrechne, was mich die Pacht und das Boot alle Jahre kosten, was man an Kleidern verdirbt und was ich im Geschäft versäume, so kommt mich jedes Hechtlein, das ich fange, auf mindestens fünfzig Franken zu stehen."

„Da hast du bei Gott ja noch Glück, daß du nur so wenig fängst."